

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 28 (1957)

Heft: 1

Artikel: Eingliederung - die Zukunftshoffnung für Behinderte

Autor: E.Brn.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-808945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Gott hilft» — dem Fiskus

Der Schweizerische Beobachter veröffentlichte in seiner Nummer vom 23. Dezember 1956 eine Glosse, die uns zu denken gibt, röhrt er doch an eine Stelle in unserem Staatswesen, wo vielfach die Knotigkeit an der Stelle der Menschlichkeit regiert. Der Beobachter schreibt:

Wenn in unserem reichen, humanitären Lande etwas nicht besteuert werden sollte, dann ist es die Güte von Mensch zu Mensch, die finanzielle Hilfe, die man seinem Nachbarn freiwillig gewährt. Bekommt ein Institut für Gelähmte, eine Blindenanstalt oder ein Kinderheim von einem hochherzigen Gönner Zehntausende von Franken geschenkt, dann sollten die Behörden nicht ihre Hand darauf legen, nicht ihre Prozente einstreichen dürfen, als gehe es um den üblichen Staatsprofit am Gewinnanteil einer Firma.

Leider haben in dieser Hinsicht die Steuerämter mancher Kantone noch nicht den Unterschied gemerkt zwischen dem, was ihr verbrieftes Recht ist, und dem, was menschliche Pflicht und Aufgabe selbst von Seiten der Behörden verlangt. Sie treiben den «Zehnten» auch von jenen Privatinstitutionen ein, die dem Staat selbstlos eine grosse Arbeit abnehmen, und sie schädigen damit diese — und sich selbst.

Das Unsinnige derartiger Steuerforderungen ist dem Beobachter wieder einmal zum Bewusstsein gekommen, als er zufällig den Bericht über die 40jährige Tätigkeit des «Gott-hilft»-Werkes las. Diese gemeinnützige Organisation nahm ihren Anfang in einem armseligen Häuschen in Felsberg bei Chur. Heute umfasst sie zwölf Kinderheime mit rund 400 Schützlingen. In dem Bericht finden sich unter anderem folgende Angaben:

«Eine einfache Frau vermachte ihren kleinen Nachlass mit einem Vermögen von 11 000 Franken einem unserer Heime. Da aber die Wohngemeinde und der Kanton sowie die Heimatgemeinde des längst verstorbenen Ehemannes gleich 7000 Franken von diesem Vermächtnis abzogen, blieben dem bedachten Kinderheim nur noch 4000 Franken... Ein Haus in unserem Kanton sollte unserer Stiftung geschenkt werden. Weil aber Gemeinde und Kanton eine Schenkungssteuer von 40 000 Franken beanspruchten, konnte diese Schenkung leider nicht getätig werden...»

Dass wir (mit dem Grundsatz: keine Schulden machen!) ausser durch Abschreibungen in unseren Jahresrechnungen meist keine Defizite aufzuweisen haben, hat seine Schattenseiten. So bekamen wir vom Kanton Bern ein Legat von 45 000 Franken, von denen aber gleich 11 000 Franken als Erbschaftssteuer abgezogen wurden. Ein Gesuch um Erlass dieser Steuer in Anbetracht dessen, dass wir in unseren Heimen auch sechzig Berner Kinder erziehen und kostenlos schulen, wurde nach Einsicht unserer Jahresabschlüsse abschlägig beantwortet, da wir ja «keine Defizite hätten...»

Vieleicht dürfen wir mit der Zeit von gewissen Behörden doch noch etwas mehr Verständnis für unsere Aufgabe erfahren! Es ist uns immer ein grosses Erleben, wenn Freunde, die wir oft gar nicht kennen, in ihrem Testament unserer Dienste

gedenken. Um so wehmütiger berühren uns die erwähnten Abzüge. Wir nehmen doch durch die Erziehung vieler Kinder dem Staate Lasten ab. Da wir keinerlei staatliche Subventionen beziehen, wären wir sehr dankbar, wenn uns das gelassen würde, was uns gehört...

Grundsätzlich ist das Steuereinziehen nicht zu umgehen; der Staat sollte aber nicht stur auf dem ihm gesetzlich zukommenden Pfund beharren, sondern dort weise nachgeben, wo es der Gemeinschaft nützt.

Eingliederung — die Zukunftshoffnung für Behinderte

Nie ist die Frage nach der zukünftigen Lebensgestaltung dringlicher als bei jungen Menschen, welche von Geburt an behindert sind oder sich durch eine Krankheit oder einen Unglücksfall einen lebenslänglichen Körperschaden zugezogen haben. Was soll mit ihnen geschehen, wenn sie dem Schulalter entwachsen sind und sich die Frage nach der Berufswahl aufdrängt? Gibt es einen Weg, sie ins Wirtschaftsleben und in die Gemeinschaft der gesunden Menschen einzugliedern? Oder sind sie dazu verurteilt, als Ausschlussene ein trauriges Leben zu fristen? Besteht eine Möglichkeit, ihnen einen Verdienst zu verschaffen? Die bejahende Beantwortung dieser Frage ist einsteils davon abhängig, ob sich Menschen bereit finden, Behinderte in ihren Betrieben als Lehrlinge und Angestellte zu beschäftigen oder die besonderen Massnahmen zu finanzieren, und anderseits von den im Behinderten selber vorhandenen Möglichkeiten. Die Eingliederung ist somit ein eminent soziales Problem. Möchten sich immer weitere Kreise sich dessen bewusst werden, dass der Behinderte als Glied der Gemeinschaft sie etwas angeht.

Wenn die Eingliederung nicht oberflächlich verstanden werden soll, sondern versucht wird, den ganzen Menschen in das normale Arbeits- und Gemeinschaftsleben hereinzunehmen, ist sehr sorgfältige und oft langwierige Vorarbeit nötig. Es muss nicht nur medizinisch alles getan werden, was den Zustand eines jungen Behinderten verbessern könnte, sondern er muss auch gründlich auf seine Fähigkeiten hin geprüft werden. Dabei ist auch die Ermüdbarkeit, die Ausdauer wie das gesamte charakterliche Verhalten zu untersuchen, denn sehr oft ist dieses für Erfolg oder Misserfolg von entscheidender Bedeutung als der vorliegende Defekt. Immer wieder kann die Beobachtung gemacht werden, dass das gute Gelingen durch Freudlosigkeit gefährdet wird. Freudige, positive, innere Haltung im Gegensatz lässt Schwierigkeiten relativ leicht überwinden. Die Eingliederungsarbeit geht weit über den Rahmen des bloss Arbeitstechnischen hinaus.

Damit die Aufgabe auf die angedeutete, umfassende Weise gelöst werden kann, sind Eingliederungsstätten nötig, welche die Behinderten während längerer Zeit beherbergen können. Eine solche ist die Basler «Milchsuppe». Wie hier gearbeitet wird, veranschaulicht uns ein Beispiel, das wir der «Milchsuppe» 3. Jahrgang, Nr. 2, November 1955 entnehmen:

«Im Jahre 1944 verlor ein siebenjähriger Knabe im Zürcher Oberland seine rechte Hand, weil er in eine Drahtschlaufe geriet. Er ist Sohn eines Hilfsarbeiters

und stammt aus bäuerlichem Milieu. In der Schule war er nicht einer der ersten. Zum Teil fehlte es ihm an der Begabung, noch mehr aber am Mut, sich durchzusetzen und es trotz seiner körperlichen Verstümmelung den andern gleichzutun. Und doch war in dem Knaben ein deutlicher Ehrgeiz vorhanden, der zur Folge hatte, das er unbewusst Qual empfand, wenn er hinter den andern zurückstehen musste.

Am Ende der Schulzeit wusste er nicht, welchen Beruf er wählen sollte. Als Einhänder wagte er sich nicht in eine Normallehre und anderseits graute es ihm doch vor einer Hilfsarbeiter-Existenz mit dem täglichen Kampf um Nahrung und Kleidung ...»

Was war zu tun? Man suchte Rat bei Fachleuten, die etwas von den Berufswahlproblemen der Behinderten verstehen. Wegen der völligen Unentschlossenheit und Berufsunreife des Jungen war es am besten, ihn noch ein Jahr die Schule und nachher eine Berufswahlklasse in der Stadt besuchen zu lassen. Die Zeit war auf diese Weise gut verwendet. Sie brachte eine gewisse Reife, doch wusste der Jüngling auch jetzt immer noch nicht, was er werden wollte. Wie die Sache weiterging berichtet folgende Stelle:

«Nun versuchte er es notgedrungen mit Anfängerarbeiten in verschiedenen Firmen. Es zeigte sich aber dabei kein Weg in die Zukunft. Das machte ihn unglücklicherweise immer gleichgültiger und mutloser, so dass seine Arbeitgeber auch keine Lust empfanden,

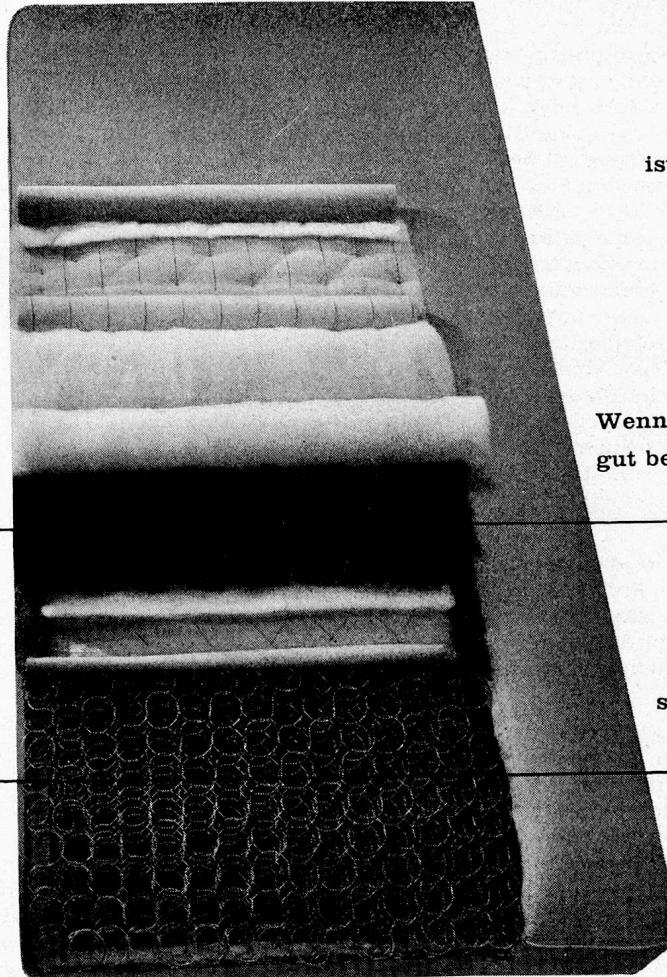
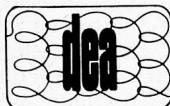
ihn zu fördern. Sein Leben kam dadurch recht eigentlich auf den toten Punkt.»

Wie leicht hätte dieser tote Punkt dem jungen Menschen zum Verhängnis werden können! Doch wurde er von der Fürsorge nicht fallen gelassen. Eine Pro-Infirmis-Fürsorgerin, geleitet von jener mitmenschlichen, brüderlichen Liebe, welche sich nicht enttäuschen lässt, mühete sich weiter um ihn, und schickte ihn in einen Eingliederungskurs. Er blieb zunächst passiv, wurde jedoch auch hier nicht aufgegeben, im Gegenteil:

«Sein Trainer aber ... witterte einen gesunden Ehrgeiz, weil er sah, wie der Jüngling bei Botengängen mit dem Velo immer Rekordzeit herausfuhr. Er war früher in einem Rennclub gewesen und hatte sich dort bewährt. Die Versicherungsgesellschaft aber verbot ihm die Teilnahme an offiziellen Rennen wegen seiner Einhändigkeit und damit verfiel der Jüngling wiederum in die bekannte Gleichgültigkeit. Sein Trainer aber ermunterte ihn, an diesem Punkte seine Leistungsfähigkeit zu zeigen und kam dabei zu einem ersten Erfolg ...»

Jetzt war der Junge so weit, dass er für die Ergrifung eines Berufes offenstand und die Beratung somit erfolgreich einsetzen konnte. Man wählte den Beruf eines Schweissers, und der Junge wurde in eine grosse Maschinenfabrik im Zürcher Oberland, nicht weit von seinen Eltern entfernt, pla-

DEA-
Matratzen
sind
nicht
umzubringen



Wirklich vorteilhaft
ist nur das, was gut ist, was hält —
jahrelang hält.

Wenn Sie DEA-Matratzen haben sind Sie
gut bedient - auf viele Jahre gut bedient.

DEA-Matratzen
sind Embru-Matratzen
und Embru-Matratzen
sind nicht umzubringen.



Embru-Werke Rüti ZH
Tel. (055) 233 11

Embru-Werke, Filiale Zürich
Engelstrasse 41, Tel. (051) 23 53 13

ziert. Obwohl er mit einfachen, langweiligen Arbeiten anfangen musste, hielt er durch und bestand die Prüfung. Der erfreuliche Bericht führt weiter aus:

«Er hat vor den Sommerferien die Stelle angetreten und ist heute bereits viel weiter fortgeschritten, als wir anzunehmen wagten. Im Schweißen hat er sich bereits erstaunliche Kenntnisse erworben. Zum ersten Mal in seinem Leben zeigt er wirkliche Arbeitsfreude...»

Wenn auch noch Schwankungen zu erwarten sind,

so hat dieser junge Mensch doch seinen Weg ins Leben gefunden. Dass er sich von seiner Leistungsfähigkeit überzeugen konnte, hat ihm die Freude an der Arbeit geschenkt, und diese war der Anfang zum Aufstieg. Die Bemühungen und finanziellen Aufwendungen haben sich gelohnt und die Bereitschaft des Arbeitgebers, einem Behinderten die Türe zu öffnen, ist auf das Schönste belohnt worden. Muss dies uns nicht dazu ermuntern, den Gebrechlichen, in vermehrtem Masse unsere Hilfe zuteil werden zu lassen? Dr. E. Brn.

AUS DER WELT DER BÜCHER

William und Milarde Brent, Jeder Tag bringt Freud Plage! Grand Motel von nah gesehen. — Aus dem amerikanischen übersetzt von Erica L. Rothe. — 1956, Albert Müller Verlag, AG, Rüschlikon. — 240 Seiten. — Gebunden Fr. 14.30.

Ein prachtvolles Gegenstück zu Betty Macdonalds berühmtem Buche «Das Ei und ich!» Ist bei Betty Macdonald eine Hühnerfarm der Schauplatz der Tragikomödie, so hier ein Motel, eines jener modernen Motorhotels, die Amerikas grosse Strassen von Küste zu Küste säumen. Bill und Millie Brent stehen vor der Notwendigkeit, einen neuen Beruf zu ergreifen, denn Bill hat als Filmautor in Hollywood nach anfänglichen Erfolgen Schiffbruch erlitten. Es gelingt der energischen Millie, durch Bluff für beide eine Stellung zu finden: als Leiter des Grand Motel Ritz, überzeugt, dass sie dazu keinerlei Fachkenntnis brauchen. Entschlossen setzen sie sich in einen Ford und rattern einem neuen Leben entgegen, beide fröhlich und wohlgemut. Aber die Arbeit, die sie erwartete, war kein Kinderspiel, denn mit Bluff kann man zwar eine Stelle ergattern, aber mit Bluff kann man weder Betten machen, noch Bettlaken waschen, weder den Hof kehren, noch verstopfte Toiletten und defekte Leitungen in Ordnung bringen — lauter Dinge, an die Millie und Bill mit aufgekrempten Hemdärmeln, Courage und klopfendem Herzen herangehen mussten, sobald sie ihre Stelle angetreten hatten, und zwar unter den wachsamen Augen der geizigen Motelbesitzer, die ihnen nichts zu schenken gedenken. Dazu kommen die teils hinterhältigen, teils kameradschaftlichen Zimmermädchen und die vielen, ganz verschiedenartigen Typen der in ausgedienten Fords und dicken Cadillacs hereinrollenden Gäste, für die Millie und Bill höchst aufreibende, aber für den Leser unvorstellbar komische Erlebnisse mit sich bringen.

Herbert Wendt, Wir und die Tiere. Die abenteuerliche Geschichte der Eroberung unserer Erde durch das Tier. — 356 Seiten 18×25 cm mit 225 meist ganzseitigen Aufnahmen. — 1954, Albert Müller Verlag, AG, Rüschlikon. — Leinen, in Schutzhülle, Fr. 33.90.

Durch sein weitverbreitetes Buch «Ich suchte Adam» und einige naturgeschichtlich orientierte Romane hat sich Herbert Wendt bereits einen Namen gemacht. In «Wir und die Tiere» fasst er die Entwicklung der Tierwelt bis zu Adam wie mit dem Zeitraffer zusammen, durchwandert mit uns die Lebensräume der Tiere und leuchtet alles aus, was uns dort an Formen, Erfindungen und Fertigkeiten begegnet. Die Geschichte des Lebens von der Urzeit unserer Erde bis zur Gegenwart ist wohl das erregendste Thema, das ein Autor sich stellen kann. Kein Roman bie-

tet eine solche Fülle dramatischer Ereignisse, wie die Schilderung der zahllosen Wege, Erfindungen und Methoden, die den Lebewesen die Eroberung der Erde ermöglicht haben. Wie ist das Leben entstanden? Wie sieht die Welt der Einzeller aus? Welche Lebensgemeinschaften gibt es im Ozean? Mit welchen Mitteln hat das Tier die Sümpfe, die Festländer, die Luft erobert? Alles, was wir heute über diese Fragen wissen, fasst Herbert Wendt in einer Weise zusammen, dass sich sein Buch wie ein Roman der Entwicklung liest.

Wir hören von den unterseeischen Tang- und Korallenwäldern. Wir nehmen teil am mörderischen Ringen der Tiere in der Brandungszone, an ihren Vorfässen in die lichtlose Tieflandssee und am amphibischen Dasein uralter und neuzeitlicher Sumpf- und Küstenbewohner. Abenteuerliche Tiergestalten begegnen uns. Eine Heerschar «lebender Fossilien» zieht an uns vorüber. Wir folgen den Wanderstrassen der Tiere, den Laichzügen der Fische, den Insektenchwärmen, den Durstmärschen der Antilopen in den Savannen.

Die 225 Fotos gehören zu den hervorragendsten Naturdokumenten unserer Zeit. Sie ergänzen den Text vortrefflich und machen «Wir und die Tiere» zu einem Buch, das in die Hand eines jeden Naturfreundes gehört.

Drei Fliegerbücher für die Buben

Neville Duke, Wie ich Testpilot wurde. Ein Fliegerleben unserer Zeit. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen, für die deutsche Ausgabe frei bearbeitet von Werner DeHaas. — 182 Seiten. — 1955, Albert Müller Verlag, AG, Rüschlikon. — Gebunden Fr. 13.30.

Neville Duke, heute vielleicht der berühmteste englische Testpilot, der als einer der ersten die Schallmauer durchbrach, schildert, schlicht und gelassen sein wahrhaft aufregendes Leben, seine Entwicklung vom flugbegeisterten Buben zunächst zum Kampfflieger und dann zum Prüfflieger der neuesten englischen Düsenjäger. Als roter Faden zieht sich durch die ganze erregende Schilderung eines Fliegerlebens von heute die Begeisterung für das Fliegen, das für den Verfasser den einzigen möglichen Lebensinhalt bedeutet.

Prüffliegen ist ein Beruf, der Männer von Stahl erfordert, deren Nerven nie versagen. Dass Neville Duke diese Eigenschaft besitzt, hat er bewiesen, als er am 6. September 1952 bei einem Schaufliegen auf dem Flugfeld von Farnborough mit seinem Hawker Hunter zu einem Sturzflug mit Ueberschallgeschwindigkeit aufstieg, wenige Minuten, nachdem John Derry bei einem solchen Sturzflug aus 12 000 m Höhe ums Leben gekommen war, weil sein Flugzeug vor den Augen der entsetzten Menge in der Luft auseinanderbrach,